

A close-up portrait of an elderly man with a long, white beard and hair, smiling slightly. He is surrounded by autumn foliage, including green and yellow leaves and small blue berries. The background is dark and out of focus.

**WOLF
DIETER
STORL**

**EINSICHTEN
UND
WEITBLICKE**

Das Wolf-Dieter Storl Lesebuch

atVERLAG

**WOLF
DIETER
STORL**

**EINSICHTEN
UND
WEITBLICKE**

Das Wolf-Dieter-Storl-Lesebuch

atVERLAG

INHALTSVERZEICHNIS

EINFÜHRUNG: Wie goldene Fische ...

BIOGRAFISCHES

Lebensernte

Wie die grünen Kräuter uns den Weg in die Gesellschaft ebneten

Zauberfetisch: Schafgarbenkraut in einer Hirschblase

Angreifende Harpyien

PFLANZLICHES

Seidenpflanze und Schmetterlinge

Invasive Aliens - Die Sache mit den Neophyten

Industriewüsten: Paradiese für Neophyten

Pflanzenschätze Indiens

Pilze sind keine Pflanzen

Die stillen Meister des Lebens

Psychedelische Tomaten und andere Schatten der Nacht

Ackerschachtelhalm

Schafgarbe

Der Löwenzahn bei Hildegard von Bingen

Flachs

Sempervivum: Die Dachwurz

TIERISCHES

Von Pferden und Menschen

Treue Hunde

Regenzauber und die Kraft der Frösche

Wölfe und Karpfen in Sachsen

Riding Bronco

REISESCHUHE

Wyoming: Bighorn Mountains

Südafrika: Muthi-Medizin

Mexiko: Verschleimte Totenzähne

Sommersonnwende am östlichen Ufer der Ostsee

Pilgerreise zum Kailash

Schamanentreffen und Filmreise am Ganges

Manitus Grüne Krieger

Indian Summer, Rostgürtel und Alchimistenküche

Pflanzenfreunde und die letzten Wampanoag

Der chinesische Phönix

Mongolische Grassteppe und sibirische Taiga

Wo die kleinen Drachen wohnen

HEILKUNDLICHES

Meister Lugh und die ätherischen Öle

Pyrrrolizidine und Borrelien

Brücke zwischen globaler und lokaler Medizin

Forever Young

Wort und Wurz

Kräutertees: Die Apotheke Gottes

Zwei Heilpflanzen, die unsere Aufmerksamkeit verdienen

JAHRESZEITLICHES

Ohne Spannung, ohne Strom: Ein Geschenk des Himmels

Die vier Speichen des Jahresrads

Gibt es den Weihnachtsmann?

Zauber der Wintersonnenwende

Lichtmessinspirationen

Winter, ade

Ungeduldige Gartenzwerge

Ostaras Segen

Nimm dir Zeit

Ein ungewöhnliches Sonnwendfest

Herbst

KUNTERBUNTES

Märchen: Nahrung der Seele

Auch die Stadt ist ein Naturlebensraum

Der Blutmond

Seniorenentsorgung und Gen-Farmen

An der Havel

Warum Rituale?

Die Erde ist keine Maschine

Ein wundersames Molekül

Revitalisierungsbewegungen

ANHANG

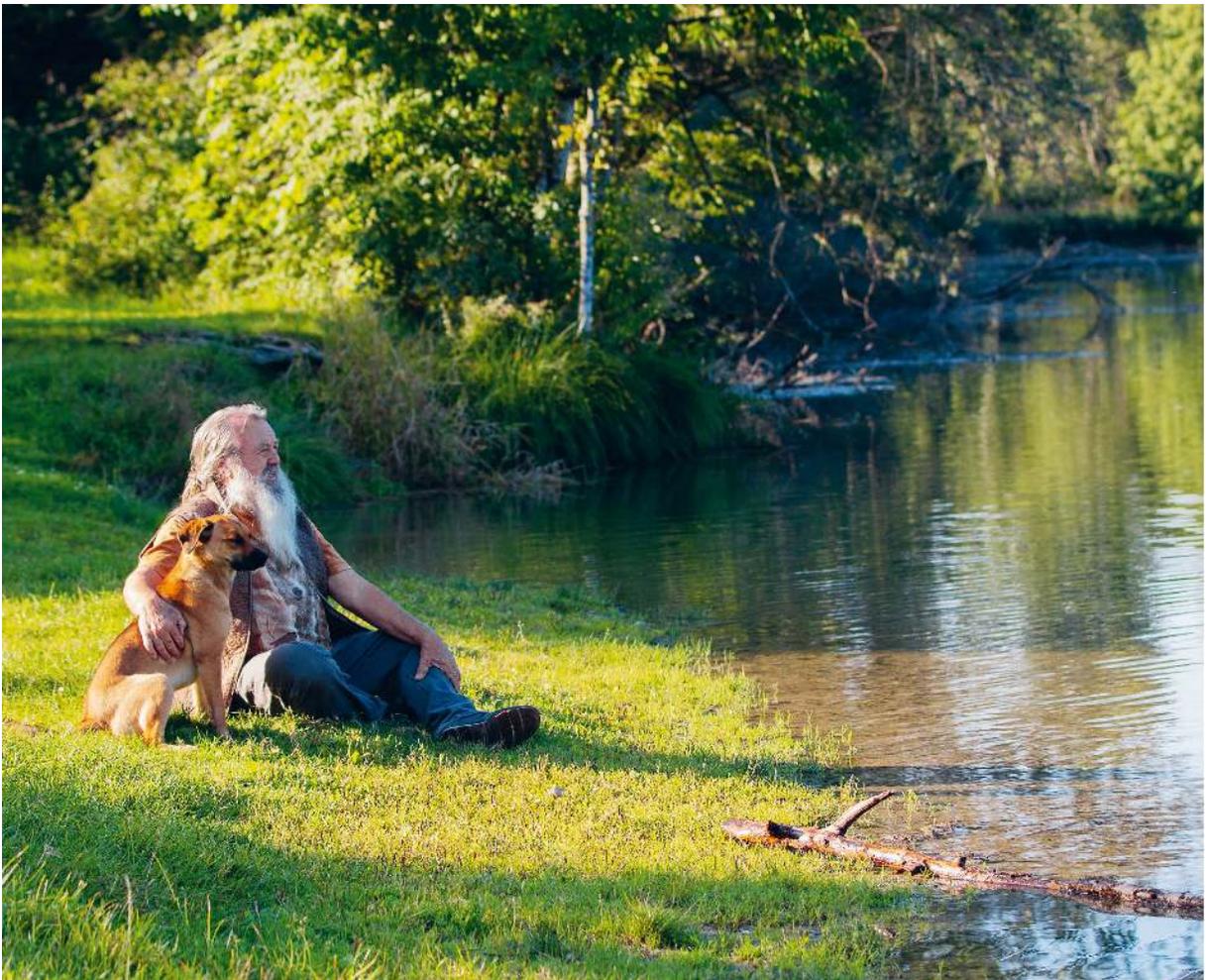
Nachwort: Pourquoi faire?

Stichwortverzeichnis

EINFÜHRUNG

*Wer den Himmel im Wasser sieht,
sieht die Fische auf den Bäumen.*

Chinesisches Sprichwort



WIE GOLDENE FISCH ZIEHEN DIE GEDANKEN IM STROM DES BEWUSSTSEINS

Beim Gärtnern, egal ob beim Pflanzen, Säen, Hacken oder Jäten, kommt man leicht in einen meditativen Zustand. Besonders wenn es sich um einen großen Garten handelt, wie den biologisch-dynamischen Garten von Aigues Vertes an der Rhone südlich von Genf, wo ich einst fünf Jahre verbrachte. Auf zwei Hektar versorgten wir eine Gemeinschaft von rund hundertfünfzig Leuten das ganze Jahr über mit Gemüse und Obst aller Art.

Wenn man stundenlang mit der Pendelhacke die wachstumsfreudigen Begleitkräuter zwischen den Reihen hackt, dann geschehen manchmal merkwürdige Dinge mit dem Bewusstsein. Es ist dann, als ob man wie ein Angler am Ufer eines Flusses sitzt und die Gedanken wie Fische vor dem geistigen Auge vorbeischwimmen sieht. Normalerweise sind die Menschen unmittelbar mit ihren Gedanken verstrickt, sodass sie glauben, dass sie ihnen gehören oder dass sie sie selber hervorbringen. Beim Nachsinnen aber wird man gewahr, dass die Gedanken zu einem kommen; es ist, wie man einst sagte, »es dünkt mich«. So betrachtet man die Gedankengebilde, wie sie spontan auftauchen, vorbeischwimmen und dann wieder verschwinden. Das rhythmische Hacken gleicht dem beständigen Schlagen einer Schamanentrommel; jeder Schlag trägt die Seele einen Schritt weiter über das alltägliche Bewusstsein hinaus. Die Rosetten der Wildkräuter, die man heraushackt, gleichen in ihrer geometrischen Form oft einem Mandala und wirken zentrierend auf den Geist. Auch der Duft, der dabei der

Erde entströmt, wirkt auf die Seelenverfassung des Gärtners ein.

Die Gedanken - tiefschürfende und oberflächliche, bunte und blasse, freundliche und unfreundliche, erschreckende und beruhigende - flitzen wie Fischlein vorbei. Meistens lässt man sie ziehen und engagiert sich nicht. Manchmal aber sind es goldene Gedanken; diese zieht man aus dem Strom heraus, hält sie fest und betrachtet oder bewundert sie, ehe man sie wieder freilässt. Einige aber landen sozusagen in der »Bratpfanne« und werden Teil eines Artikels oder eines Buches.

In diesem Buch wollen wir einige der »Fische«, die ich im Laufe der Zeit aus dem Fluss des Bewusstseinsstroms geangelt habe, näher anschauen. Auf Papier festgehalten und fixiert, will ich diese Eindrücke und Eingebungen hier zum Besten geben. Einige der kleinen Geschichten, Reisebeschreibungen und jahreszeitlichen Eindrücke sind in meinem Internet-Newsletter oder anderswo erschienen. Es sind sozusagen geräucherte, filetierte, gebratene, eingesäuerte, getrocknete oder gepökelte Gedankenfische, ein *Smörgåsbord* für die hungrigen Seelen unserer Zeitgenossen.

Eine wissenschaftliche Basis

Was ich da eben geschrieben habe, mag esoterisch klingen. Auch wenn ich mich gerne auf Streifzüge am Rande Midgards begeben oder anders gesagt, an die Grenzen der alltäglichen Wirklichkeit, käme es mir nie in den Sinn, die naturwissenschaftliche Erkenntnismethode zu verwerfen. Es gibt keine bessere Art und Weise, die Gesetze der materiellen Natur zu erkunden, als durch genaue Beobachtung und das Ziehen logischer Schlussfolgerungen. Das Ergebnis dieser Methode darf jedoch niemals

endgültiges Dogma sein, sondern sollte immer wieder überprüft und eventuell widerlegt werden können - ein Vorgang, den der Philosoph Karl Popper als die Möglichkeit der *Falsifikation* (Widerlegung) bezeichnete. Auch sollte eine wissenschaftliche Erkenntnis nicht auf Konsens (Übereinstimmung) beruhen. Denn, wie es im tschechischen Sprichwort heißt: »Hundert Dummköpfe sind nicht klüger als einer.« In der echten Wissenschaft kann - wie es Einstein formulierte - eine neue Erkenntnis den Konsensus der Dogmatiker zunichtemachen.

Mir persönlich ist die wissenschaftliche Methode nicht fremd. Primatologie, hominide Evolution, Anatomie, physikalische Anthropologie, auch einige Semester Organische Chemie und Geologie gehörten mit zu meinem Grund- und Aufbaustudium. Als Universitätsdozent für physikalische und kulturelle Anthropologie war ich immer der empirischen Methode verpflichtet, lernte jedoch durch sogenannte »teilnehmende Beobachtung« (*participant observation*) bei meinen Feldforschungen unter nicht-westlichen, indigenen Völkern, dass es auch andere Wege der Erkenntnis gibt, die nicht zu verachten sind und die wahre Einsichten vermitteln: Es gibt eben - wie es Shakespeare in *Hamlet* so treffend sagt - »mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt«.

Das Problem, das den Esoterikern häufig ein Bein stellt, ist, dass sie die genaue Empirie und schlüssige Logik überspringen und unmittelbar ins Metaphysische gelangen wollen. Sie gleichen somit Bäumen ohne Wurzeln. Ihre Metaphysik besteht dann vor allem aus Fantasien, Wunschdenken, Übertragungen (Projektionen) und ist oft vom Ego getrieben, das sich mit Schlaueit und Raffinesse zu behaupten versucht. Auch auf diesen Fall trifft ein

weiteres Zitat aus Shakespeares *Hamlet* zu: »Im Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten.«

Bilder, die die Welt uns schenkt

Nicht allein die Natur – die Vegetation, die Tierwelt, der jahreszeitliche Rhythmus der Wiesen und Wälder –, wie sie sich den Sinnen offenbart, interessiert mich. Ebenso interessant ist es zu sehen, wie die verschiedenen menschlichen Kulturen in ihrer natürlichen Umwelt eingebettet sind, wie sie ihre Welt sehen und erleben.

Dazu gehören auch die Aspekte, die über unsere fünf Sinne hinausgehen und die wir lediglich mit unserem »inneren Auge«, im »Spiegel der Seele«, wahrnehmen. Es sind, wie die Kelten sagten, Erscheinungen der sogenannten Zwischenwelt. Sie tun sich an der Schnittstelle zwischen unserer Seele und den nicht-materiellen inneren Dimensionen der Natur kund. Als wahre Imaginationen werden sie von Dichtern, Sehern und Schamanen, aber auch von einfachen Menschen wie Hirten, Handwerkern oder Bauern am ehesten wahrgenommen und in die vorhandenen Gestaltungsmuster der tradierten Kultur eingepasst. Überall, in jeder Kultur, zeigen Pflanzengeister, lichtverbundene *Devas*, Naturgeister, Elfen, Zwerge und Götter ihr Gesicht. Sie tun das jeweils auf andere Art und Weise.

Die Moderne hat Schwierigkeiten, das zu verstehen. Psychologen und Philosophen fragen sich, worauf sich Imaginationen beziehen. Sind das nur, wie etwa Yuval Harari behauptet, Produkte der menschlichen Fantasie, die es in Wirklichkeit nicht gibt? Sind es »kulturelle Konstruktionen«, die erfunden, weitererzählt und geglaubt werden, um die Menschen zu unterhalten oder gar, um sie gefügig zu machen? Sind es mentale Projektionen auf eine

an sich seelenlose Welt, eine, die durch Zufall entstanden ist und die vor allem aus Materie und Energie besteht?

Oder haben wir es mit echten Wahrnehmungen zu tun? Wahrnehmungen von Wesenheiten, die sich nicht auf wissenschaftliche analytische Daten reduzieren lassen, aber dennoch Teil des Seins sind, und die die Natur und unsere Welt beseelen, beeinflussen und tragen? Wesenheiten, die sich gelegentlich in der Tiefenmeditation, im Traum, in der Vision oder in der Ekstase offenbaren und die wir unserem Verstand zugänglich machen, indem wir ihnen eine kulturspezifische Gestalt geben?

Das sind fundamentale Fragen. Sie sind schicksalsträchtig und führen uns hinein in den Bereich der Religionen, Mythen und Weltbilder. Im gegenwärtigen, postfaktischen Zeitalter, in dem überlieferte Weltbilder zusammenbrechen und vieles durcheinandergewirbelt wird und die Menschen ihre Bodenhaftung und ihren Naturbezug verlieren, ist es wichtig, sich damit auseinanderzusetzen. Wir leben in einer Zeit, in der »alternative Fakten« miteinander konkurrieren und in der sich Grenzen auflösen: Erbgutlinien werden durch genetische Manipulation überwunden, Körperorgane werden hemmungslos transplantiert¹, Genderrollen relativiert, und traditionelle Kulturen werden von einer globalisierten Wirtschaft, einer Unterhaltungsindustrie und auch durch Massenmigration aufgelöst.

Was mir bei meinen kulturanthropologischen Forschungen die Naturvölker - die Indianer, Inder, mongolische Hirten und die himalayischen Bergvölker wie auch traditionelle Bauern im Alpenraum - erzählt haben, hat mir manche Tür geöffnet. Die Beschäftigung mit unseren Ahnen, den alteuropäischen Waldvölkern, den Bauern und mit den Pflanzen selbst hat mir Dinge gezeigt, die man nicht einfach nach-googeln kann. Diese und andere

Themen werden in diesem Buch angesprochen – mit vielen Geschichten, persönlichen Erfahrungen und einer Fülle an Hintergrundinformationen. Es sind kleine silberne, goldene oder regenbogenfarbige Gedankenfischlein, die wir aus dem nimmer endenden Bewusstseinsstrom herausfischen wollen.

¹ Siehe Storl, W.-D.: *Das Herz und seine heilenden Pflanzen*, Aarau und München: AT Verlag, 2009, Neuauflage 2020

BIOGRAFISCHES

*Wir werden geformt und gestaltet
durch das, was wir lieben.*

J. W. von Goethe



LEBENSERNTEN²

Der Sturm hat einige alte Fichten umgehauen. Das ist Holz für den Herd. Da muss man sägen, spalten und aufstapeln. Rund drei Jahre lang muss es gelagert werden, damit es gut trocknet, ehe es die Stube wärmen und den Herd einheizen kann. Der Garten muss umgegraben, der Kompost umgesetzt und die Saaten gepflegt werden. Alles gute, harte Arbeit, die in der hellen Jahreszeit den Körper kräftigt, die Seele mit wahren Bildern nährt und schließlich Erdäpfel und Gemüse auf den Teller bringt.

Wer diese Arbeitsgänge schon oft gemacht hat, weiß, dass man nicht viel darüber nachdenken muss. Es fließt einfach, in einem natürlichen Rhythmus. Der Kopf kann sich dabei ausruhen, leer werden. Man kann sagen, es ist Meditation. Das arme Hirn hat es auch nötig, denn im Winter beim Schreiben läuft es auf Hochtouren, voller Gedanken und Formulierungen, die einen bis in den Schlaf hinein verfolgen und die Nerven anspannen.

Nun aber merke ich mit dem Überschreiten des siebten Lebensjahrzehnts, dass die körperliche Arbeit schwerer fällt. Hier und da zwickt und zwackt es, die Knochen meutern, die Zähne beißen nicht mehr die harte Brotkruste. Mögen amerikanische Wissenschaftler von der Ausschaltung eines sogenannten Altersgens träumen, die Ärzte eine Anti-Aging-Diät verschreiben oder Wissenschaftsgläubige gar ihre Hoffnung auf die Kryokonservierung des Leichnams in flüssigem Stickstoff bei minus 196 Grad Celsius setzen, um von einer zukünftigen Wissenschaft zu neuem Leben erweckt zu werden – für mich ist das alles Wahnsinn. Unser Leben

verläuft wie die Jahreszeiten der Natur. Herbst und Winter lassen sich ebenso wenig aufhalten wie das Erstarren der Sonne im Frühling. Geburt und Tod sind ein natürliches Geschehen. Götterkräfte sind da am Werk, unerbittliche, mit denen wir uns in Einklang bringen sollten.

Wie die Kräuter und die Blumen im Feld kommen wir ins Leben hinein, blühen dem Himmel entgegen, versamen im Herbst und verschwinden wieder. Der göttliche Geist, der uns durchweht, sich in uns verkörpert und unser eigentliches Selbst darstellt, ist Zeuge dieses Werdens und Vergehens in dieser Raum-Zeit-Dimension. Es ist seine wilde, ekstatische Fahrt auf der Achterbahn des Daseins. Unser Leben ist das Abenteuer des Göttlichen in uns, ein Wagnis und Berserkerang mit unvorhersehbarem Ausgang. Es ist der Tanz Shivas, dem Selbst aller Wesen, mit seiner verführerischen, bezaubernden, schrecklichen, betörend schönen, grausamen, lieblichen, sanften, täuschenden Maya.

Es ist der Tanz, der dem Ego Angst macht, vor dem es sich zu schützen sucht, vor dem es Rettung in der Religion oder als angepasster Gutmensch erhofft. Es ist der Tanz, den das Ego durch diese oder jene Ideologie auszublenden oder von dem es sich durch Alkohol, Sexsucht oder virtuelle Spielwelten abzulenken versucht. Aber, *sorry*, es gibt keine Rettung für das Ego! Und dennoch, ehe man das Ego verflucht oder ins Nirwana verdammt, sollte man wissen, dass auch es dazugehört, dass auch es Teil des Abenteuers ist: Es ist die Plattform, auf welcher der göttliche Tanz im Dasein stattfindet und sich manifestiert. Diese Sicht der Dinge - auch das ist ein Teil der Lebensernte - habe ich übrigens den indischen Sadhus, den wild aussehenden Wandermönchen, zu verdanken.

Die lebendige Erde unter unseren Füßen, die Materie (von lateinisch *mater*, »Mutter«), die uns unseren

physischen Körper geliehen hat, bleibt uns treu. Der Himmel, der die Welt und auch unsere Seele mit seinem Licht erleuchtet, die Nacht, die uns Tiefe schenkt und mit den Sternen verbindet, die Pflanzen, die uns nähren, kleiden, behausen, heilen und uns sogar die Luft zum Atmen geben, die Tiere, die verkörperten Seelen, die unsere Gefährten sind und mit unserer Seele reden, damit wir nicht zu einsam werden, die Steine, die uns die Stille lehren – sie alle sind uns treu. Sie geben uns wahre Inspiration, sie reden mit unserem Wesen. Daher ehren wir sie, achten sie und lieben sie alle. Das habe ich von den Cheyenne-Indianern gelernt; auch das ist Teil der Lebensernte.

Viele Lehrer – nicht nur Menschen, sondern auch Tiere und Geistwesen – kamen des Weges und bereicherten mich. Sie alle aufzulisten, würde ein ganzes Buch füllen. Unter ihnen die Grundschullehrerin, Fräulein Caesar, die uns Kinder immer mit in die Natur nahm und uns zeigte, was vor unseren Augen liegt, damit wir es wirklich sehen. Auch der alte Hufschmied, unser Nachbar in Ohio, der mich in die Geheimnisse des Gärtnerns einweihte; die Bauern im Emmental, die mir das Melken von Hand, das Pflügen mit Rossen und vor allem das *Dürrehebe* (Durchhalten) beibrachten; die Indianer in Montana und der Bergbauer Arthur Hermes aus dem Waadtland, die mir die Natur als Erscheinung des göttlichen Mysteriums nahebrachten – sie alle haben mich bereichert.

Vor allem aber war mein Großvater mein Guru. Als ich noch in der Schweiz lebte, besuchte ich ihn jedes Jahr in der DDR, wo er wie ein Einsiedler in der Garderobe der vom Staat enteigneten Villa hauste, dort wo einst die Herrschaften ihre Mäntel, Spazierstöcke und Regenschirme ablegten. Der Raum war so klein, dass er ihn gut mit einem Elektrostrahler heizen konnte. Das ganze

Jahr verbrachte er mehr oder weniger in Meditation, und dann, bei meinem Besuch, philosophierten wir.

»Alles Schwindel, was in den Zeitungen und Geschichtsbüchern steht«, sagte er. Er musste es wissen, er hatte Kaiserzeit, Kriege, Hitlerdiktatur und den sogenannten Arbeiter-und-Bauern-Staat durchgemacht. Ich dachte, das sei seine Lebensbilanz. Aber ich irrte. Im folgenden Jahr fragte er mich, ob ich wisse, wie alles entstanden sei, die Welt, die Natur, der Mensch. Da erklärte ich ihm die neuste wissenschaftliche Sicht der Dinge. Er schmauchte seine Pfeife und winkte ab: »Das sind lediglich Theorien, Einbildungen, alles *imaginaire!*«³

Ich versuchte es mit der christlichen Version der Schöpfung und mit der anthroposophischen Geisteswissenschaft.

Er schüttelte den Kopf: »Auch das ist erdacht, erdichtet, *imaginaire!*«

Nun kam ich mit der buddhistischen Sicht der Dinge. Er hörte gespannt zu und sann nach. »Ja«, sagte er schließlich, »da ist was dran, aber letzten Endes ist auch das Einbildung, auch das ist *imaginaire*. Was wissen wir wirklich? Das Leben ist ein Rätsel; unser Dasein besteht aus Rätsel über Rätsel.«

Gut, das war also seine Lebensbilanz, dachte ich. Als ich ihn im darauffolgenden Jahr besuchte, wurde mir klar, dass es noch nicht die endgültige Bilanz gewesen war.

»Das Leben und unser Dasein besteht aus Wunder über Wunder«, erklärte er mit leuchtenden Augen.

»Egal, ob du reich bist oder arm, gesellschaftlich angesehen oder unbedeutend – das alles hat keine Bedeutung, klammere dich nicht an solche Dinge; auch das ist lediglich *imaginaire*.« Das gab er mir als Rat mit. Ich habe mich daran gehalten.

Ich fragte ihn noch, wie ihm nach sechsundneunzig langen Jahren auf Erden das Leben vorkam.

»Wie ein Windhauch! Im Nu verfliegt unser Dasein«, gab er zur Antwort. Irgendwie begriff ich, dass man in diesem kurzen Dasein wahrhaftig und rechtschaffen leben sollte, um - wie die Inder sagen - nicht ein schlechtes Karma in die Ewigkeit mitzuschleppen.

Es sollte der letzte Besuch gewesen sein. Die Behörden entdeckten den allein lebenden Alten und steckten ihn in ein Altersheim. Da entschied er ganz bewusst, die Welt zu verlassen; er hörte auf zu essen und zu trinken, und nach wenigen Tagen war er tot. Sein Leben war bis zum Schluss selbstbestimmt.

WIE DIE GRÜNEN KRÄUTER UNS DEN WEG IN DIE GESELLSCHAFT EBNETEN

Wenn kurz vor Wintereinbruch der Garten abgeerntet ist und die Beete mit altem Stroh oder vergammeltem Heu zugedeckt sind, die Gemüse getrocknet oder im kühlen, feuchten Wurzelkeller untergebracht sind, das Holz gesägt und trocken verstaubt ist, dann ist es für mich Zeit zum Schreiben. So war es damals, und so ist es noch heute.

Heute sitze ich beim Schreiben am PC. Damals, vor inzwischen mehr als dreißig Jahren, musste ich mich zuerst auf den langen Weg durch den Wald in die Stadt machen, um mir einen Vorrat an Farbbandspulen und Schreibmaschinenpapier zu holen. Mit einer kleinen Reiseschreibmaschine, einer »Hermes Baby«, die ich aus der Schweiz mitgebracht hatte, hämmerte ich die Buchstaben auf das Papier. Das Zimmer zum Schreiben konnte nicht beheizt werden. In der dunklen Jahreshälfte

war es darin meistens so kalt, dass man den eigenen Atem sehen konnte. Also zog ich den langen Filzmantel an, den ich aus dem tibetanischen Ladakh mitgebracht hatte, und kochte mir einen Pott heißen Tee. Zusätzlich erhitzte ich auf dem Kochherd in der Küche eine Pfanne voller faustgroßer Steine und stellte mir den heiß abstrahlenden Behälter unter den weiten Filzmantel. Die aufsteigende angenehme Wärme hielt lange an. Wenn die Steine wieder kalt geworden waren und der Tee längst ausgetrunken, ging es mir wie den Insekten im Spätherbst: Die Finger wurden steif und ihre Bewegungen langsamer. Zeit, sich zu strecken, die Steine wieder aufzuheizen und frischen heißen Tee zu brauen.

Das Buch, an dem ich arbeitete, hatte mit der Ethnobotanik jener Blütenpflanzen zu tun, die der Arzt Edward Bach zur Herstellung seiner Blütenessenzen verwendet hatte. Wie kommt man auf ein solches Thema? Nun, kurz nachdem wir nach Deutschland⁴ gekommen waren, lud mich eine esoterische Seminarorganisation ein, im Schwarzwald ein Kräuterseminar zu veranstalten. Ich wusste nicht, was auf mich zukommt, da ich Seminare nur von der Universität her kannte. Dort liest jemand ein Themenpapier vor, worauf heftig diskutiert und gestritten wird, um anschließend mit dem Professor und den Assistenten in eine verrauchte Studentenkneipe zu gehen und das Ganze kräftig zu begießen. Dieses »Seminar« war anders. Ich wurde gebeten, auf einem erhöhten, mit Pfauenfedern geschmückten Bhagwan-Thron Platz zu nehmen; ein riesiger tibetanischer Gong kündete den Beginn an. Das war mir zu bunt, da ging ich lieber gleich mit der Gruppe hinaus ins Grüne, um mit ihnen in die Pflanzenwelt einzutauchen.

Eine Frau war dabei, die sich mir als Mechthild Scheffer vorstellte. Ich hatte keine Ahnung, wer sie war,

wusste nicht, dass sie eine international bekannte Fachautorität für die Therapie mit Blütenessenzen war. Sie fragte mich, ob ich die Bach-Blütenessenzen kenne? Sie sei sozusagen zuständig für diese Heilmittel im deutschsprachigen Raum und würde gerne mehr über die Botanik und ethnobotanische Anwendung dieser Pflanzen wissen. Ob wir nicht diesbezüglich zusammenarbeiten könnten?

Nun ja, ich hatte von den Blütenessenzen gehört. Da wird eine Blüte in eine Schale mit Wasser gelegt und dann in die Sonne gestellt. Auf diese Weise soll die »Information« von der Blüte auf das Wasser übertragen werden. Das Blütenwasser wird dann homöopathisch verdünnt und tropfenweise vom Patienten eingenommen, um seelische Disharmonien, die zu körperlichen Krankheiten führen können, wieder ins Lot zu bringen. Ehrlich gesagt, ich hielt nicht viel davon, ich war schließlich als Naturwissenschaftler geschult worden, und das kam mir wie esoterische Spinnerei vor. Das sagte ich Mechthild aber nicht, sondern sagte zu. Ich nahm es als einen Fingerzeig der geistigen Führung, denn mir war noch nicht klar, was meine Aufgabe in Europa sein sollte.

Ohne weiteren Kontakt mit Mechthild Scheffer aufzunehmen, machte ich mich in diesem ersten Winter an die Arbeit. Eine Bibliothek stand mir nicht zur Verfügung, also zog ich vieles aus den Tiefen des Gedächtnisses und aus der Meditation. Wenn ich genaue Daten brauchte, nahm ich den mühsamen Weg den Berg hinunter auf mich und fuhr mit einem alten Drahtesel in die Stadtbücherei. Das war aufwendig und kostete Zeit. Hätte ich ein Auto gehabt, wäre es leichter gewesen, aber das hatten wir nicht.

Auf den Schreibtisch hatte ich mir ein Foto von Edward Bach gestellt, und ich hatte das Gefühl, als ob der

verstorbenen Arzt mir irgendwie Inspirationen zukommen ließ, als ob er sagte: »Beschreibe die Pflanzen in der Reihenfolge, in der ich sie gefunden habe, und du wirst den tieferen Sinn erfahren.« So war es auch. Es war, als ob Edward Bach seinen Lebens- und Initiationsweg in Form eines Blütenpfades beschrieben hätte. In den Sommermonaten suchte und fand ich die meisten der Blumen, die dieser ungewöhnliche Arzt für seine Elixiere verwendete. Ich vertiefte mich in die schönen Pflanzen, betrachtete sie sorgfältig und meditierte mit ihnen.

Nach anderthalb Jahren war das Manuskript »Die Seelenpflanzen des Edward Bach« fertig. Ich schickte es Mechthild Scheffer. Sie rief an und sagte, sie sei von dem Werk begeistert, und wir sollten es unbedingt in einem großen Verlag unterbringen. Dann fügte sie etwas verlegen hinzu: »Ich muss gestehen, Wolf, ich habe gar nicht damit gerechnet; ich hatte gedacht, du seist so ein abgehalfterter Junkie.« Das konnte ich gut verstehen, denn ich hatte damals, als wir einander begegneten, gerade eine schwere Gelbsucht hinter mir und war recht dünn und ausgemergelt, hatte lange Haare und, was die Kleidung betraf, nun ja, die war nicht gerade von modischer Eleganz.

Mechthild arrangierte ein Treffen in München mit dem Verlagsleiter eines der größten Verlage Deutschlands. Das stellte für mich ein Problem dar: Ich konnte mir kaum die Fahrkarte für den Zug in die bayrische Hauptstadt leisten. Mein Gegenvorschlag war, dass wir uns genauso gut in unserem Haus auf dem Berg treffen könnten. Das wurde vom Verleger wie auch von Mechthild gerne angenommen. Es bot ihr die Gelegenheit, einmal aus dem Büro herauszukommen und einen Ausflug zu machen.

Im Wohnzimmer stand eine lange Tafel, die der Fürst, der Besitzer des Hofes, da abgestellt hatte, und entlang der Wand befand sich eine Holzbank. Sitzmöglichkeiten waren

also vorhanden. Blieb die Frage: Was sollten wir dem Besuch zu essen und zu trinken anbieten? Sie kamen ja über Mittag. Wir hatten kein richtiges Geschirr und Besteck, nur bunt zusammengewürfelte Teller vom Flohmarkt oder solche, die uns jemand geschenkt hatte. Auch Fleisch konnten wir uns nicht leisten. Wir borgten etwas Geld, um eine einfache Geschirrgarnitur zu kaufen. Dann überlegten wir, was wir kochen könnten. Ich hatte meine Bedenken, denn dieser Besuch war sicherlich feinste Küche gewohnt.

Es war gerade Frühling, draußen wuchsen saftige Wildkräuter. An dem Morgen sammelte meine Frau das frische Grünzeug. Als Appetitanreger kochte sie eine Bärlauchsuppe. Dazu gab es Wildkräutersalat aus zartem Giersch, Löwenzahn, Wasserkresse, Schafgarbenblättchen, Vogelmiere, Wegerich und allem, was man sonst zu der Jahreszeit so findet. Gänseblümchen, blaue Gundermannblüten und einige gelbe Himmelsschlüsselblüten garnierten den Salat. Als Hauptspeise folgten Brennesselspinat mit Ei und Kartoffelpuffer. Dazu gab es einen würzigen Kräutertee. Die Gäste, der Verlagsleiter und seine Sekretärin sowie Mechthild, langten kräftig zu. An ihren Gesichtern konnte man ablesen, dass es ihnen außerordentlich gut schmeckte. Es bestand kein Zweifel, sie würden das Buch veröffentlichen und die mächtige Werbemaschinerie, die einem großen Verlag zur Verfügung steht, in Gang setzen. Sie löffelten das Buch förmlich in sich hinein.

Das Buch wurde dann auch zu einem Erfolg. Mechthild übernahm die Aufgabe, es mit hervorragendem Bildmaterial zu illustrieren. Als anerkannte Bestsellerautorin stellte sie ihren Namen als Ko-Autorin zur Verfügung, denn wenn es nur unter meinem, damals völlig unbekanntem Namen erschienen wäre, wäre es bestimmt

ein Flop geworden. Ich bin Mechthild für diese Chance, die sie mir gegeben hatte, sehr dankbar. Das Buch war für mich der Eintritt in den Club der Schriftsteller. Durch Mechthilds Anregung kam ich auch dem Wesen der Blüten näher; ich konnte erkennen, wie sich die Pflanzenseele am deutlichsten in der Blüte manifestiert und warum Blumen unsere menschliche Seele berühren und heilen können. Selbstverständlich bin ich auch den frischen grünen Frühlingskräutern dankbar, denn sie haben mir damals die Tür zu einem neuen Lebensabschnitt geöffnet.

ZAUBERFETISCH: SCHAFGARBENKRAUT IN EINER HIRSCHBLASE

Genau betrachtet, verändert jeder unserer Gedanken, jedes Wort und jede Tat unser Leben. Diese Veränderungen mögen minimal sein, aber so wird die eingeschlagene Richtung unseres Lebensschiffes auf der Reise über das Meer des Daseins auf Kurs gehalten und immer wieder von Neuem korrigiert. Manchmal jedoch kommt ein einschneidendes Erlebnis, das diesen Kurs völlig verändert und dem Leben eine ganz neue Richtung gibt. Es kann ein dramatischer Schicksalsschlag sein, der Blitz plötzlicher Einsicht, ein *Satori*, eine Offenbarung göttlicher Mächte (*Darshan*) oder auch eine stille Intuition. Letzteres widerfuhr dem großen Anthropologen Claude Lévi-Strauss (1908–2009). Als er in der Vorkriegszeit als Rekrut gelangweilt seinen Dienst an der Maginot-Linie schob, erweckte eine Pustebume seine Aufmerksamkeit. Als er sich in das wunderschöne kristalline Gebilde des verblühten Löwenzahns vertiefte, erkannte er: Die Darwinisten liegen falsch; so etwas kann unmöglich durch

blinden Zufall entstanden sein. Eine derart komplizierte harmonische Gliederung muss Ausdruck einer tief liegenden strukturellen Gesetzmäßigkeit sein, die der Natur und – wie er später folgerte – auch der menschlichen Kultur von Anfang an innewohnt. Diese Erkenntnis war der Anfang des »Strukturalismus«, der Schule der strukturellen Anthropologie, der er sein langes Leben widmete.

Mir ging es ähnlich, auch bei mir war es eine Pflanze, die Schafgarbe, die meinen Lebenslauf radikal veränderte. Genau genommen war es nicht das Kraut an sich, das mich in seinen Bann schlug, sondern eine mit Schafgarbe ausgestopfte Hirschblase, die am Dach eines Gartenhauses hing. Wie ich auf sie kam und welche Veränderung sie in meinem Leben bewirkte, will ich hier erzählen.

Es war in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre. Ich hatte eine feste Anstellung als Soziologie- und Anthropologiedozent an der Kent State University in Ohio. Der Campus glich derzeit einem Karneval. Hippies und Blumenkinder lagerten auf dem Rasen, rauchten »Dope« und zupften ihre Gitarren. Hare Krishnas chanteten das Krishna-Mantra, Mädchen mit Blumen, mit langen offenen Haaren und in fließende bunte Gewänder gehüllt, tanzten, junge Träumer träumten von der »Blumenkraft« (*flower power*) und einem Zeitalter des Wassermanns voller Liebe und Frieden. Ich selber gehörte zu einer neuen Generation von Dozenten, die sich lautstark für Toleranz und Öffnung gegenüber anderen Kulturen einsetzte und sich gegen Rassenvorurteile, Kolonialismus, soziale Ungerechtigkeiten und selbstverständlich gegen den Krieg in Vietnam engagierte. Ein Revolutionär war ich nicht; ich glaubte, dem Zeitgeist huldigend, an *Love and Peace*, an die wissenschaftliche Vernunft und die natürliche Güte des Menschen, glaubte, dass das Fahrzeug des *American Way of Life* lediglich eine Inspektion und etwas Wartung

benötigte. Dann würde der amerikanische Traum auch für Minderheiten und Unterprivilegierte funktionieren.⁵

Die Vorlesungen, die ich hielt, machten mir Spaß. Den Studenten anscheinend auch, denn es schrieben sich so viele in meine Kurse ein, dass ein normales Unterrichtszimmer nicht ausreichte und ich meine Vorlesungen - es waren eher schamanische Performances - in der Aula abhalten musste. Die Fakultät war froh, mich als Kollegen zu haben, denn auf dem Campus brodelte und gärte es. Wenn wieder mal die Besetzung eines Gebäudes oder eine Studentendemo angekündigt war, schickten sie mich vor. Ich war jung und *hip* und kannte die Anliegen und die Umgangssprache der Studenten, sodass es mir jedes Mal gelang, den wilden Haufen zu beruhigen. Auf eine blutige Revolution hatte ich sowieso keinen Bock. Für mich war die Welt in Ordnung und der monatliche Gehaltsscheck auch.

Für die einfachen Bürger der Stadt jedoch, die sich von dem rapiden gesellschaftlichen Wandel bedroht fühlten, war ich alles andere als in Ordnung. »Was ist er, Soziologe? Wie heißt das, Sozio... was? Sozialist? Ist das nicht so was wie ein Kommunist, jemand wie in der Sowjetunion, der den Leuten ihr Haus und Privateigentum wegnehmen will, das sauer verdiente Geld wegsteuern und es den faulen Schwarzen und anderem Gesindel in den Rachen werfen will. Ja, und an Gott und die Bibel glaubt er auch nicht. Er erzählt den Studenten, dass der Mensch vom Affen abstammt!«

Im Sommer 1968 machte ich mit meiner damaligen Frau Faye eine dreimonatige Reise durch Europa. Besonders Wien hatte es ihr angetan. Wiener Charme, »Küss die Hand, gnädige Frau«, und Sachertorte - das gab es im Mittleren Westen nicht. »Ach, wie schön wäre es, mal in Wien zu leben!«, seufzte sie. Als wir wieder zurück

waren, luden uns die Nachbarn auf eine Tasse Kaffee ein, ganz locker, wie man es in den Staaten eben so macht. Sie waren neugierig, zu erfahren, wie es denn »da drüben«, in Europa, so gewesen sei.

»Wunderbar«, sprudelte es aus Faye heraus, und sie erzählte, wie sehr es ihr gefallen habe. Das war natürlich die falsche Antwort. Sie hätte die schablonenartige Standardantwort geben sollen, dass es schon okay war, aber nichts über die *good old* USA gehe. Das Lächeln erstarrte in den Gesichtern unserer Gastgeber. Wir wurden nie wieder zum informellen Kaffee eingeladen, und kein freundliches Wort wurde mehr gewechselt.

Faye war ein geselliger Mensch. Gern lud sie Studenten ein und ließ sie bei uns übernachten, wenn sie gerade mal ein Dach über dem Kopf oder eine warme Mahlzeit brauchten. Manche lungerten tagelang bei uns herum, hörten sich die neusten Platten an – Steve Miller, Beatles, Doors, Stones, David Peel and the Lower East Side – rauchten, tranken und taten alles, was Studenten damals in den Zeiten des *Flower Power* so taten. Einmal war sogar ein schwarzer Student dabei, was den bigotten Nachbarn nicht entging. Es dauerte nicht lange, da kam das Gerücht auf, dass es sich bei uns um eine kommunistische Zelle handle, deren Aufgabe es sei, die Jugend mit Sex, Drogen und Ideologie zu verführen und ihren Patriotismus und ihre Sittlichkeit zu verderben. Die Lage spitzte sich zu. Schläger schlugen mich krankenhaureif. Eine bewaffnete »Bürgerwehr« (*vigilantes*) formierte sich, um uns auszuräuchern. Sogar Mitglieder der lokalen Polizei gehörten ihr an. Zur Abschreckung luden wir einen Studenten, einen ehemaligen Armee-Leutnant ein, mitsamt seinen halbautomatischen Waffen bei uns zu wohnen. Damit sie die Ausräucherungsaktion erst einmal gründlich

überlegten, feuerte er als Erstes, noch ehe er sein Zimmer bezog, ein paar Schüsse in die Luft.

»Wir sollten abhauen«, sagte Faye, »ich kenne diesen Menschenschlag. Die werden dich umbringen!«

Ich war einverstanden. Es war sowieso an der Zeit, einen Doktorhut aufzusetzen, damit ich Anthropologieprofessor werden konnte und nicht dazu verdammt wäre, als Dozent mit nur einem Master-Abschluss für immer und ewig die unteren Semester zu unterrichten. Zudem wäre das *year abroad*, das für eine akademische Karriere so wichtige Auslandsjahr, die nächste wichtige Stufe auf der Karriereleiter. Also meldete ich mich zum Post-Graduate-Studium am Völkerkundeinstitut der Universität Wien an.

Wir verkauften oder verschenkten Möbel, Schallplattensammlung, das Auto und vieles mehr. Freunde übernahmen unsere Ersatzkinder, die Katzen und den Hund. In der Nacht vor der Abreise entdeckten wir, dass in den Wagen eingebrochen worden war und unsere Koffer fehlten. Also reisten wir ohne Gepäck ab.

Der Flug mit dem Propellerflugzeug der Icelandic Air verlief nicht problemlos. Mitten über dem Atlantik platzte das Fenster des Cockpits heraus. Der Kabinenluftdruck sackte ab. Nur einige Meter über der Wasseroberfläche fliegend - man sah den Wellengang - ging es zurück nach New York. Der nächste Tag brachte einen Sturm mit Notlandung in Labrador. Am dritten Tag wurde in Shannon Airport aufgetankt - das Flugzeug mit Sprit, die Passagiere mit Guinness Stout. Erst am vierten Tag erreichten wir endlich den Zielflughafen in Luxemburg.

Im kalten, neblig feuchten Dezember zeigt Wien kaum mehr das charmante Gesicht, das Faye so verzaubert hatte. Da raunzen, schimpfen, schubsen und murren die Wiener eher. Eine auf Amerikaner spezialisierte Wohnungsagentur

ließ uns kräftig zur Ader. Aber es dauerte nicht lange, da fühlten wir uns wohl in unserer neuen Umgebung. Ich mehr, Faye weniger. Die andersartige Mentalität machte ihr zu schaffen. Bald besuchte ich Vorlesungen, Seminare, gesellschaftliche Anlässe mit Studenten und Fakultät, besuchte Museen und hielt Referate zu Themen wie »Afrikanismen im amerikanischen Großstadtghetto« oder »Neue Entwicklungen in der amerikanischen Anthropologie«. Ich genoss den in Europa gepflegten akademischen Lebensstil und seine Privilegien. Der Morgen begann entspannt im Kaffeehaus mit einer Schale »Braunen« und der Lektüre der *Herald Tribune*, und der Tag endete abends in geselliger weinseliger Runde. Das Leben lief wieder rund. Am Institute for International Studies nahm ich einen Lehrauftrag an, der darin bestand, amerikanischen College-Studenten, die zwecks Horizonterweiterung ein Studienjahr in Wien verbrachten, die Scheu vor dem Kontakt mit der Lokalbevölkerung zu nehmen und sie in die Lokalsitten einzuführen. Das war auch nötig, denn meistens hielten sich die *Kids* im Innenhof des Palais auf, wo ohrenbetäubender Rock'n'Roll plärrte und es nach Hamburger und Pommes frites roch.

Die Sommerpause rollte an, eine gute Gelegenheit, sich nach einem Ort umzuschauen, an dem man eine lohnende ethnologische Feldforschung betreiben könnte. Meine Wahl fiel auf Ifny in Westafrika, eine ehemalige spanische Enklave, wo es sicherlich interessante Akkulturationsphänomene zu erforschen gäbe. Faye wollte eine Woche später nachreisen. Wir könnten uns dann in Tarifa, an der Südspitze Spaniens, treffen. Falls wir uns da verpassen sollten, würde sie auf jeden Fall eine Botschaft im American Express Office in Tanger hinterlassen.

Die Woche verging. Kein Zeichen von ihr. Noch eine Woche verflog und immer noch keine Nachricht. Besorgt

rief ich in Wien an. Ja, sie sei abgereist. Auf, nach Tanger also, zum amerikanischen Konsulat. Eine junge blonde Frau vermisst, das sei äußerst beunruhigend! In letzter Zeit seien einige junge Frauen verschwunden, sagte der Konsul, wahrscheinlich als »weiße Sklavinnen« in irgendeinem arabischen Harem.

Die nächsten zwei Wochen lief ich den schier endlosen, windigen, menschenleeren Strand des Atlantiks ab. Bald fing ich an, mit den Wellen zu reden, und es fehlte nicht viel, da hätten sie mir geantwortet. Dann, eines Tages beim *café con leche* an der Plaza von Tarifa, sah ich zwei junge blonde Frauen die Straße entlang schlendern. Eine sagte zur anderen: »Könnte das nicht dein Mann sein, so wie du ihn beschrieb hast?« Erst da erkannte ich sie und sie mich. Auf die Frage, wo sie so lange gewesen war, antwortete sie, sie hätte sich einfach Zeit genommen und einige Abenteuer erlebt.

Der Sommer war inzwischen vorangeschritten. Für Ifny war es zu spät. Also blieben wir in Tarifa. Da erreichte uns ein Brief meines Studienfreundes Gary. Er arbeite in einer Dorfgemeinschaft für geistig Behinderte in der Nähe von Genf. Ein ungewöhnliches Dorf sei es, von einer merkwürdigen Sekte geleitet, die geistig Behinderte betreue. Wir sollten auf dem Rückweg aus Spanien unbedingt dort vorbeikommen. Für einen Ethnologen wäre das sicherlich interessant. Ich schrieb zurück, gerne würden wir vorbeischaun, aber das ginge leider nicht. Unsere Zeit sei knapp bemessen. Wir würden von Madrid nach Zürich fliegen und gleich in den Nachtzug nach Wien umsteigen, da das neue Semester schon am nächsten Tag wieder beginne.

Noch ehe wir unser Gepäck im Zürcher Flughafen in Empfang nehmen konnten, sahen wir Gary hinter der Glaswand winken. Wie besessen redete er auf uns ein: »Ihr

könnt nicht weiterfahren! Ihr müsst das sehen! Ich weiß nicht, was die treiben, in diesem Dorf. Irgendwelche Zauberei. Das kannst du dir als Anthropologe nicht entgehen lassen!« Er ließ unseren Einwand, dass morgen das Semester beginne, nicht gelten und lief, einen unserer Koffer in der Hand, Richtung Ausgang: »Ich bin mit dem Auto da. Es ist jetzt elf Uhr, wenn wir zügig durchfahren, sind wir am Morgen früh da. Da könnt ihr euch ein paar Stunden umsehen und dann von Genf aus den Schnellzug nach Wien nehmen.« Na gut. Ich war zwar nicht ganz einverstanden, dennoch freute ich mich, einige Stunden mit einem alten Sauf- und Raufkumpanen zu verbringen. Sein Fahrzeug war eine klapprige »Ente«, ein *Deux Chevaux*, die Koffer passten kaum hinein, eine lange holprige Fahrt erwartete uns. Allmählich wurde es hell. In Pastellfarben leuchtete die Landschaft auf, rechts der Jura mit satten grünen Wiesen und vergilbenden Laubwäldern, links Weinberge mit reifen Trauben. Wir umfuhren Genf Richtung Süden. Gerade als die Sonne aufging, hielten wir in einem Weiler am Rande der Rhone.

»Wir sind da«, sagte Gary, griff meinen Arm und zog mich Richtung Gemüsegarten. Beim Geräteschuppen hielt er an und zeigte auf die Dachrinne an der Südwestecke des Gebäudes. »Schau mal«, sagte er ganz aufgeregt, »das ist eine Hirschblase, ausgestopft mit irgendeinem Kraut. Hast du eine Ahnung, was das sein könnte? Ist das ein Zauberfetisch? Du kennst dich doch mit solchen Sachen aus, du bist doch Ethnologe!«

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was der mysteriöse Gegenstand für eine Bedeutung haben könnte.

»Da sind noch andere solche Sachen«, fügte Gary hinzu, »da unter der Traufe haben sie einen Schafsschädel mit irgendwas darin begraben. Meditieren tun die hier auch und führen irgendwelche Rituale auf, aber ich